

# Buchbesprechungen

---

## Sehen im Sehen

WOLFGANG CHRISTIAN SCHNEIDER, HARALD SCHWAETZER, MARC DE MEY und INIGIO BOCKEN (Hg.): »**videre et videri coincidunt**«. **Theorien des Sehens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.** Texte und Studien zur europäischen Geistesgeschichte, Reihe B, Band 1, Aschendorff Verlag, Münster 2010, 414 Seiten, 52 EUR.

Der hier vorzustellende Band dokumentiert ein Symposium, das vom 9. bis 16. September 2007 in zwei Teilen stattfand: zunächst im Flämischen Akademischen Zentrum in Brüssel, dann im Institut für Cusanus-Forschung der Universität Trier im St. Nikolaus-Hospital in Bernkastel-Kues. Die Einleitung zu dieser Dokumentation fasst die Fragestellung des Symposiums mit den drei paradigmatischen Ansätzen zusammen, die auf dem Feld der visuellen Wahrnehmung die Schwelle zum neuzeitlichen Bewusstseins in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts charakterisieren: Die neuen optischen Phänomene im Realismus der flämischen Malerei, die theoretische Aufarbeitung der Zentralperspektive und die philosophisch-theologische Hinwendung zum individuellen Menschen, dessen konkretes Sehen in einem religiös-geistigen Sehen eingebettet ist. Mit diesen Ansätzen sind drei Kronzeugen verbunden, deren Werke ausführliche Referate und Kommentare erfahren: Jan van Eyck (1390-1441), Gianbattista Alberti (1404-1472) und Nikolaus von Kues (1401-1464). Ihre historischen Wurzeln, ihre geistigen Verbindungen und Implikationen aufzuarbeiten, machte sich das Symposium zur Aufgabe, und zwar in einem interdisziplinär-wissenschaftlichen Zugang durch geistesgeschichtliche, insbesondere kunstgeschichtliche und kunstwissenschaftliche, ästhetische, mathematisch-geometrische, philosophische und mystisch-theologische Argumente. Die versammelten 20 Beiträge sind, dem wissenschaftlichen Anlass entsprechend, strikt akademisch geprägt, d. h. sie bringen kenntnisreich und differenziert interpretierende Diskussionen

im Kontext der einschlägigen historischen wie gegenwärtigen Literatur, zumeist belegt in der Originalsprache. Es ist unmöglich, auch nur einen Bruchteil der angeführten Details hier zu referieren. Ich will eine durchgängige Gedankenlinie herausgreifen, die mir einen wesentlichen Aspekt für die in Rede stehende und im Band kompetent umrissene Epochenschwelle wiederzugeben scheint.

Angelpunkt der Betrachtungen ist die Einsicht, die Nikolaus von Kues in *De visione Dei* (*Über Gottes Sehen*, 1453) formuliert und die dem Band den Titel gegeben hat: »*videre et videri coincidunt*«, Sehen und Gesehenwerden fallen zusammen. Das hat zunächst den selbstverständlichen Sinn, dass Sehen immer ein Gesehenes im Auge hat, einen sichtbaren Inhalt – den Gegenstand, den es sieht und der gesehen wird. Nicht trivial dabei ist die Beobachtung des aktiven Sehens selbst, das das Gesehene tätig ergreift, eine Beobachtung, welche die gängige Affektionstheorie des Wahrnehmens, der zufolge der Gegenstand das leere Bewusstsein zum Empfindungsbild affiziert, ausblendet. Und gänzlich innovativ ist die Einsicht, dass Sehen, der Sehvorgang, und das Gesehene, das Sehobjekt, das gesehen wird, sich decken, in eins fallen und sich damit gegenseitig erschließen (das Sehen das Gesehene) und erfüllen (das Gesehene das Sehen). Indem ich das Gesehene sehe, »sieht« auch dieses mich: Es zeigt sich mir, offenbart seinen sichtbaren Gehalt. Also, auch ich als Sehender werde »gesehen«, indem ich sehe. Das Verhältnis ist wechselseitig, es beschreibt in der Tat eine Koinzidenz. Das ist die Gebärde der Offenbarung, die im Sehen waltet.

Ihr liegt, wie gesagt, die Entdeckung zugrunde, die das neuzeitliche Bewusstsein charakterisiert, dass das Sehen eine Tätigkeit ist, mit der sich das erkennende Subjekt der Welt zuwendet, dass die Welt eben ›nur‹ gesehen *wird* infolge dieser Tätigkeit. Aber diese Entdeckung verfällt in der taufrischen Frühzeit der neuen Epoche noch nicht dem Verdikt, dass damit nur ein subjektives Bild der an sich uneinsehbaren Welt gegeben sei.

Denn dieses Weltbild beruht aber auf einer spirituellen Grundlage, welche die vorliegenden Studien mit sorgfältigen Grabungen nach vielen Richtungen – die zeitgenössischen Quellen umsichtig konsultierend – aufzudecken versuchen: Die Substanz der *Erleuchtung*, die Gott bei seiner Schöpfung den Dingen mitgegeben hat, so dass sie sich dem menschlichen Auge offenbaren können, und die auch dieses Auge zum Sehenkönnen erleuchtet. »Was auch immer geschaffen ist, sind Lichter, um die vernunftthafte Kraft in die Wirklichkeit zu versetzen, auf dass sie in dem ihr so gegebenen Licht zur Quelle der Lichter vordringe. Der Mensch sieht, dass es verschiedene Geschöpfe gibt, und in dieser Verschiedenheit wird er so erleuchtet, dass er zum seinhaften Licht der Geschöpfe vordringt.« So formuliert es Nikolaus von Kues in seiner Schrift *Die Gabe vom Vater des Lichtes* paradigmatisch auf der Schwelle zur aufbrechenden Neuzeit, auf alte esoterische Traditionen (wie Dionysios von Areopagita oder Scotus Eriugena) zurückgreifend und in die moderne ich-zentrierte Seelenart vorgreifend.

Damit ist das mystisch spirituelle Prinzip der in Rede stehenden Koinzidenz berührt: *Der Mensch sieht, weil er von Gott gesehen wird*. Das menschliche Sehen ist in seiner offenbarenden Kraft begründet in einem göttlichen Gesehenwerden, das aus den göttlich erleuchteten Dingen ihm entgegenleuchtet, indem es in ihnen Gott selbst, die Quelle des Lichts, sieht. Wir stehen hier vor einem bedeutsamen Bild, einer Denkfigur, die im Sinne des Cusaners als Aenigma anagogisch, in meditativer Betrachtung, anzuschauen ist, vor dem mystischen Bild des Auges Gottes: ein Triangel, dessen Basis das sehende Verhältnis von Sehendem und Gese-

henem und dessen Scheitel das alles erleuchtende Sehen Gottes, des Allsehenden, bilden.

Dieses Motiv des Allsehenden, das die eben entdeckte Zentralperspektive, welche vom Augpunkt des sehenden Subjekts die Welt schöpferisch konstruiert und sich im projektiven Bilde zumisst, wieder in die umfassende Peripherie aller Perspektiven, d.i. den Ort des Allsehenden, zurückbindet, wird in eingehenden Bildbetrachtungen von Werken des zeitgenössischen Malers Jan van Eyck nachvollzogen, exemplarisch am Genter Altar (1432). Auf dessen Innentafel ist über der Verehrung des Lammes im Paradies eine sogenannte Deesis zu sehen, Christus, flankiert von Maria und Johannes, als Allsehender den Betrachter anblickend und zum Sehen initiiierend.

Es ist bekannt, dass Nikolaus von Kues seine Schrift *De visione Dei* für die Mönche vom Tegernsee verfasste, die ihn um eine für ihre alltägliche Kontemplation eingängige Darstellung seiner Gottesschau baten. So entstand ein Andachtsbuch, das er ausdrücklich als eine Unterweisung zur Einübung (Praxis) in das Sehen Gottes verstand. Er legte dieser Sendung eine Bildtafel des Allsehenden bei, ein frontales, den Betrachter anblickendes Porträt Christi, und hielt die Mönche an, es sich in aktiver Anschauungsübung und innerer tätiger Betrachtung bis zu der Erfahrung des allumfassenden göttlichen Blicks anzueignen. Er riet ihnen zu diesem Zweck, sie möchten sich im Kreise um das Bild aufstellen und um es herumgehen. So würden sie sehen, wie der immer bewegt-unbewegte Blick ihnen an alle Orte überallhin und jedem gleichermaßen folge. Mit diesem Exerzitium eines Sehens in Bewegung wollte er die Brüder in die »Leichtigkeit der mystischen Theologie«, in die Nachfolge Christi einführen. Das allumfassende Sehen des Gottes, der in Christo Mensch geworden ist, ein Sehen von Angesicht zu Angesicht, birgt die mystische Tiefe einer wahren Ikone der eucharistischen Präsenz Christi. »Und da Dein Sehen Dein Sein ist, bin ich also, weil Du mich anschaust« (N. v. Kues). Dieser göttlich-seherische Stiftungshintergrund des Ich-Bewusstseins ist 200 Jahre später im cartesischen Initium »Ich denke, also bin ich«

wieder untergegangen.

Im Sehen gesehen werden – das ist das Grunderlebnis der erschlossenen Bewusstseinsseele. Ich bin es selbst, der sich im Sehen zusieht und in diesem Element vom Gesehenen gesehen wird. »Indem Gott sieht, gibt er sich uns zu sehen; das Sehen Gottes ist sein Gesehenwerden von uns« (N. v. Kues). Es ist die Erfahrung der Intuition in der Sprache des frühen 15. Jahrhunderts, in der Terminologie eines Gottesmannes, ein »Sehen Gottes«. Welch ein Ereignis zu Beginn der Neuzeit!

Beeindruckt hat mich bei der Lektüre des vorliegenden Bandes, wie die Beiträge mehr oder weniger explizit den bewusstseinsgeschichtlichen Aspekt des bedeutenden, bis heute wirksamen Paradigmenwechsels auf der Schwelle zur Neuzeit herausstellen und dokumentieren:

dass auf der einen Seite mit dem Betrachtersubjekt, mit der individuellen Perspektive des tätig sehenden und seine Weltsicht konstruierenden Menschen gerechnet wird; dass aber auf der anderen Seite dieses autonome Individuum seine seherische Kompetenz durch den alle individuellen Perspektiven umgreifenden, universalen Blick des Allsehenden von innen, innerhalb seiner eigenständigen Tätigkeit autorisiert, empfängt. Es ist die Signatur des Ich in seiner Christus-Förmigkeit.

Es ist das besondere Verdienst dieser Dokumentation, für diese außerordentliche, menscheitsgeschichtlich bedeutsame Schwellenlage wichtige Quellen zu deren tragenden Protagonisten auf denkerischem wie bildnerischem Felde zu referieren und im Kontext ihrer Zeit umsichtig zu interpretieren.

*Dietrich Rapp*

## Brandstifter, Familienvater, Massenmörder

ALOIS PRINZ: **Der Brandstifter. Die Lebensgeschichte des Joseph Goebbels**, Beltz und Gelberg Verlag, Weinheim und Basel 2011, 319 Seiten, 19,95 EUR.

Der profilierte Autor Alois Prinz – bekannt seine Bücher über Hannah Arendt, Ulrike Meinhof oder Hermann Hesse – hat nun eine Biografie von Joseph Goebbels veröffentlicht. Nichts Neues, war ich versucht zu schreiben, wieder eines dieser Werke, in denen kuriose Anekdoten über das Leben der Nazis zum Besten gegeben werden. Himmlers Hühner, Hitlers Hunde und nun eben Goebbels' Geliebte? Zumal der Londoner Historiker Peter Longerich erst im Jahre 2010 eine umfangreiche und anspruchsvolle Biografie von Joseph Goebbels vorgelegt hatte. Warum also entschloss sich der Beltz Verlag, das neueste Exposé seines Hausautors ebenfalls positiv zu bewerten?

Prinz schreibt für alle Leser, große und kleine, belesene und weniger gebildete. Mit starken Bildern beginnt er, uns für den Menschen Joseph Goebbels zu interessieren. Auf den ersten Seiten führt er in das zerbombte Berlin des Jahres 1944, konfrontiert plastisch mit den grausigen Folgen von Goebbels' Politik, zeigt aber auch den Familienvater, der sich dabei immer noch

auf seine sechs Kinder freut, die später im Führerbunker beim Endkampf um Berlin im April 1944 durch die Hand seiner Frau Magda sterben, aus Furcht vor der Gefangennahme durch die Rote Armee. Auch diese Szene erspart Prinz seinen Lesern nicht, beschreibt sie aber weder kitschig noch gefühllos, stellt dabei einige Fragen, wer dieser Mann war, woher er kam und vor allem: Welche Schicksalsmacht ihn auf seinen mörderischen Weg brachte?

Dann erst beginnt die eigentliche Biografie mit den hinreichend bekannten Stationen, die Prinz aber nur als Gerüst benutzt, um sich immer wieder dem Menschen Goebbels zu nähern, dessen Larmoyanz und dessen Ehrgeiz, seine Infamie und seinen Mut zu beschreiben, die biografischen Waagschalen immer wieder fragend anzutippen. Einen der Höhepunkte erreicht das Buch als Prinz einen Vergleich mit Franz Werfels Erzählung *Eine blassblaue Frauenschrift* (1941) zieht, in der ein inzwischen erfolgreicher Beamter in Wien die Verbindung zu seiner einstigen Geliebten, einer deutschen

die Drei | 2013

Jüdin, bequem zu den Akten legt, weil diese ihn um den Gefallen bat, ihren Sohn mit der Bestätigung arischer Abkunft vor den Nazis zu retten. Das Moment der Umkehr, des Schicksals, die Möglichkeit ein anderes Leben zu führen, verortet Prinz immer wieder auch in Goebbels' Leben, zuletzt in seiner außerehelichen Beziehung zu der tschechischen Revuetänzerin Lida Baarova, die durch ein Machtwort Hitlers beendet wurde. Goebbels hatte 1937 mit dem Gedanken gespielt, Deutschland und seine Familie zu verlassen, um mit Baarova ein neues Leben zu beginnen. Doch er bleibt, und Prinz fragt: »War die Liebe zu Lida Baarova auch so etwas wie eine letzte Chance für Josef Goebbels gewesen? ... Was wäre aus ihm geworden, wenn er mit seiner ›Liduschka‹ ins Ausland gegangen wäre und sein bisheriges Leben hinter sich gelassen hätte?« (232).

Solche Fragen wirft Prinz aber nicht einfach auf weiße Seiten. Das klar gegliederte Literatur- und Quellenverzeichnis bestätigt, dass er sein

Werk nicht nur vor dem Hintergrund der aktuellsten Forschung verfasst hat, sondern auch die Wege in das Bundesarchiv und das Institut für Zeitgeschichte in München nicht scheute, um selbst ein wissenschaftliches Fundament für seine Studie zu bauen, die auch eine der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte umfassend und schlüssig erklärt. Einige Details sind zwar noch nicht perfekt – der Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung wird bei Prinz zum Paragraphen 48 (163), der einstige Reichskanzlerplatz wird zum Reichskanzleiplatz (170), die Kragenspiegel der SA-Stürme trugen arabische Zahlen, keine römischen (156) – aber das sind Kleinigkeiten, die ein aufmerksames Lektorat zur nächsten Auflage beseitigen kann. Prinz hat eine neue, spannend geschriebene Biografie vorgelegt, die mit jedem Wort versucht, einer der dämonischsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte auf menschliche Weise gerecht zu werden.

*Matthias Fechner*

## Die Stärke der Schwachen

PALI MELLER: **Papierküsse. Briefe eines jüdischen Vaters aus der Haft 1942/43**, hg. von Dorothea Zwirner, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2012, 134 Seiten, 18,95 EUR.

Über das Leid der Juden während der Nazizeit wurde schon viel geschrieben und man kann kaum noch eine Steigerung erwarten. Und doch ist dieses Buch eine solche Steigerung! Es behandelt das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern, eines Vaters, der seine Erziehungsaufgabe aufgrund seiner Inhaftierung nicht direkt wahrnehmen darf. Nur noch Papierküsse darf er ihnen senden ... Trotzdem gelingt es ihm, seinen Kindern Wesentliches auf den Lebensweg mitzugeben.

Pali Meller war gebürtiger Ungar, Architekt im Büro von Otto Bartning in Berlin und verheiratet mit der Tänzerin Petronella, einer Katholikin. Es wurden zwei Kinder geboren, Paul und Barbara. Ein Jahr nach der Geburt der Tochter kam die Mutter bei einem Autounfall ums Leben. – Als Architekt musste Pali in der Architektenkammer registriert sein, um arbeiten

zu dürfen. Mit Hilfe seiner Schwester fälschte er die Urkunden, um den geforderten Arienachweis zu erbringen. Zunächst ging alles gut. Doch im Februar 1942, einen Monat nach der Wannseekonferenz, wurde er denunziert, verhaftet und wegen Urkundenfälschung und »Rassenschande« gemäß den Nürnberger Gesetzen angeklagt.

Lange hoffte er noch wegen seiner minderjährigen Kinder, die einer »privilegierten Mischehe« entstammten, auf Schutz. Zudem unterstand das Gefängniswesen der Justiz, nicht der Polizei, und so musste er zwar mit einem harten Urteil rechnen, war aber vor dem Konzentrationslager geschützt. Das Urteil lautete: sechs Jahre Zuchthaus.

Den elfjährigen Paul und die siebenjährige Barbara versorgte inzwischen die couragierte Hausangestellte Franziska Schmitt (Franzi).

Pali Meller stellte ihr eine Generalvollmacht aus. Ihr gelang es, die Kinder zu retten, die als Halbjuden ständig von Deportation bedroht waren. Für ihn, und wie er sah, auch für seine Kinder, lag das Glück in der Möglichkeit, kreativ zu sein. Sogar unter diesen unmenschlichen äußeren Umständen. Er wollte ihnen in kultureller Hinsicht so viel wie möglich mitgeben. Sie überlebten, und was ihnen vom Vater blieb, waren seine Briefe an sie, die jeweils nur vier Seiten lang sein durften. Die Kinderbriefe sind nicht erhalten.

Er schrieb über Literatur und Dichter, die Möglichkeiten und Grenzen der Sprache, über Kunst, Gott und die Welt, über Beruf und Berufung, Leben und Tod. Und vor allem über seine Lebenseinstellung: tätig und schöpferisch zu sein. »Alle Aufgaben, die das Leben uns stellt, müssen gelöst werden, alle Hindernisse genommen werden ...«, schrieb er an seinen Sohn. Und an seine Tochter: »Dumm ist der, der sich aufzählt, was ihm alles fehlt (auch wenns ein Papa ist). Klug ist der, der aufzählt was er alles hat!« Und an beide: »... denn geistig sind wir beieinander, und ein anderes Beieinandersein gibt es nicht, wenn man den Dingen auf den letzten Grund geht.«

Wie er sich bemühte, die Kinder nicht zu beunruhigen! Wesentlich ist, was zwischen den Zeilen steht. Das einzig Schöne: Er träumt von ihnen ... Eine seiner quälendsten Erkenntnisse: Er als Wohnstättenbauer war nicht in der Lage gewesen, seinen eigenen Kindern ein Heim zu geben. Er schreibt an die Kinder so, als wären sie schon älter, und bittet sie, diese Briefe später wieder zu lesen, um sie dann besser zu verstehen. Und er ermahnt sie: Um große Leistungen zu vollbringen, seien 90 Prozent Arbeit nötig, nur 10 Prozent Begabung! Sie mussten allmählich lernen, auf den Vater zu verzichten. Doch schrieb er ihnen wie aus einer besseren Welt. Damit konnten sie den Glauben an eine solche bewahren. Das war Pali Mellers Sieg über die

Nationalsozialisten.

Er selbst kommt so weit, seinem Schicksal nur noch zuzusehen ... Sein eigenes Leid spürt er nicht mehr, nur das der anderen, und deren mutmaßliches Unglück ist sein Leid.

Pali Meller ging auf seinen Tod in der Haftanstalt zu. Das letzte halbe Jahr wurde ihm zusätzlich vergiftet durch fehlende Nachricht von seinen Kindern; Franziska sah weitere Korrespondenz als zu gefährlich an. 13 Monate nach seiner Inhaftierung starb er im Zuchthaus Brandenburg-Görden an Tuberkulose.

Dieses Buch sollte nicht mit literarischen Maßstäben bewertet werden, sondern mit menschlichen. Insofern ist es ein ungeheures Zeugnis. Es enthält die 24 Briefe und zwei Postkarten an seine Kinder und Franziska, von Februar/März 1942 bis zum 18. März 1943 (14 Tage vor Pali Mellers Tod), dazu einige Dokumente und abschließend *Pali Meller – eine biografische Skizze* von der Herausgeberin Dorothea Zwirner. Unter Umständen ist das Buch besser zu verstehen, wenn man zuerst die biografische Skizze liest.

Die bekannte Literaturkritikerin und Autorin Irene Dische hat das Schicksal von Paul Meller und seinen Kindern in einem Kinderbuch verarbeitet: *Zwischen zwei Scheiben Glück* (München 1997). Sie kannte den Inhalt aus Erzählungen des Sohnes Paul, nicht aus den Originalbriefen. Nun übergaben die Enkel Pali Mellers diese bewegenden Briefe der Öffentlichkeit. »Diese Briefe sind so viel reicher, als ich sie mir habe vorstellen können. Und Pali Meller: Was für ein fantastischer Mensch!«, sagte Irene Dische.

Es ist ein trauriges, ergreifendes Buch. Betrübtlich ist, dass die, die es lesen sollten, oft keinen Zugang haben. So werden es vorzugsweise diejenigen lesen, die dem Gedenken schon immer Raum in sich gegeben haben.

Maja Rehbein

## »... im undichten Boot meines Leibes ...«

ANDREJ BELYJ: **Aufzeichnungen eines Sonderlings**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2012, 352 Seiten, 32 EUR.

Den Anlass für die *Aufzeichnungen eines Sonderlings* von Andrej Belyj, jetzt erstmals in deutscher Sprache publiziert, bilden der Abschied des Autors von Dornach anlässlich seiner Einberufung zum Militärdienst und seine Rückreise aus der Schweiz in seine Heimatstadt Moskau. Von vorneherein ist dieser Abschied zeichenhaft – eine nahezu endgültige Bruchstelle in Belyjs Biografie, ein Scheitern, das als seelisch-geistige Überforderung im Verlauf dieses Textes inhaltlich und ästhetisch permanent über die Grenzen des Möglichen, Fassbaren und Akzeptablen hinausgeht.

Für Belyj ist der Autor der *Aufzeichnungen*, also er selbst, weder der Autor, noch ist sein Protagonist eine kohärente literarische Figur. Will man die Aufgabe, die Belyj seinem Stellvertreter im Text zuweist, auf den Begriff bringen, so betreibt seine Figur, sowohl in ihren eigenen Überlegungen als auch durch die ästhetische Konstruktion des Autors, die Selbststoffbarung der eigenen Nichtigkeit. Leonid Ledjanoi, so der Name des Sonderlings, zelebriert eine Art negative Biografie. Alle Gestaltungen seiner selbst verweisen nicht wirklich auf ihn, sondern sind nur Maske, hinter der aber kein Wesen zu finden ist. Die Erlebnisse der Figur profilieren also eine Ich-Erfahrung, die sich negativ bestimmt. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass das Motiv einer verzerrten Gestaltung und Äußerung seines Wesens für Belyj nicht erst seit seiner Begegnung mit Rudolf Steiner kennzeichnend war. Im einsamen Spannungsfeld zwischen einer intellektuell schwärmerischen und dominanten Mutter und einem meist abwesenden Vater, der Mathematikprofessor war, hatte der Knabe keine kindgemäße Entfaltungsmöglichkeit. Um ihn von der rational geprägten Welt des Vaters fernzuhalten, zog ihm die Mutter Mädchenkleider an. Ein naturwissenschaftliches Studium mündete nicht in eine entsprechende berufliche Identität. Belyj, der bürgerlich Boris Bugajew hieß, schloss sich

der literarischen Welt an, wurde Mitbegründer des russischen Symbolismus und schrieb den heute zu den großen Werken der Weltliteratur zählenden Roman *Petersburg*. Seine literarische Existenz wiederum wurde durch seine Begegnung mit Rudolf Steiner erschüttert und in ihrer bisherigen Form beendet.

Erst an dieser Bruchstelle der Begegnung mit und des Abschieds von Rudolf Steiner setzen die *Aufzeichnungen* an. An ihr maximiert sich alles Vorherige. Die zentrifugalen Kräfte im Wesen und Leben Belyjs führen zur Explosion. Er selbst ist die Bombe. Dieses Bild ist treffend. Nicht nur bleiben von der Bombe nur Splitter. Ihre Explosion hat zudem auf die Umgebung dieselbe Wirkung. Auch sie wird zerrissen. Was bei Belyj okkultes Erleben des eigenen Ich war, wird mit den sogenannten »Selbstmordattentätern« heute brutale Wirklichkeit.

Die selbst- und weltzerstörerische Wirkung dieser Ich-Erfahrung dringt nun ein in die geschichtliche Wirklichkeit. Der Erste Weltkrieg bricht aus. Für Belyj steht dieses scheinbar unabwendbar über die Welt hereinbrechende Ereignis in unmittelbarem Zusammenhang mit der ihn erschütternden Ich-Erfahrung. Darin gibt es einen Scheitelpunkt. Er ist markiert durch die Erscheinung des ätherischen Christus. Er wäre die letzte und einzige Hoffnung, wäre die Utopie des Ich, allerdings auch dessen Überforderung.

Die am schwersten verdaulichen Passagen der *Aufzeichnungen* beziehen sich auf den Zusammenhang zwischen dem negativen Ich des Leonid Ledjanoi mit dem ätherischen Christus und, angesichts der damaligen geschichtlichen Wirklichkeit des Ersten Weltkriegs, einer negativen Weltherrschaft. Belyjs Protagonist erlebt, wie die moralischen Auswirkungen seiner eigenen okkulten Entwicklung in einer feindseligen seelisch-geistigen Zwischenwelt Verdacht erregen. Während seiner Reise wird er ständig von Spionen begleitet. Ebenso wie Ledjanoi

durch seine okkulte Entwicklung potenziell ein mit Christus verbundenes Ich-Verständnis repräsentiert, stehen die »Spione« der negativen Weltherrschaft für ein ahrimanisch verwaltetes Pseudo-Ich. Dieser Auseinandersetzung wird im Text welthistorische Bedeutung zugemessen. Der Europa nordostwärts durchquerende Reisende Leonid Ledjanoi wird zum Angelpunkt des Weltgeschehens. Diese Zumutung ist verständlich und akzeptabel nur, wenn sie, der ästhetischen Komposition der *Aufzeichnungen* angemessen, mit den widersprüchlichen Motivsträngen synchronisiert wird. Die vormaligen Identifikationen des Ich erweisen sich als nichtig. Die Erkenntniskraft ist an jenen Punkt vorgerückt, dies zu durchschauen. Das Ich befindet sich auf der Schwelle zu einer neuen Möglichkeit seiner selbst. Diese Situation trägt allerdings keinerlei romantische Züge. Die neuen Ufer liegen jenseits aller Meere. Die Frage ist also, ob das die eigene Nichtigkeit einsehende Ich auch jenes ist, das diese Meere überwinden kann. Nur wenn man diese Spannweiten in der Lektüre gegenwärtig hält, findet der Gedanke vom Ich als Weltganzen im Weltganzen seinen Platz. Von Rudolf Steiner ist kaum die Rede. Dennoch ist sein Antlitz hinter allem fühlbar – als sei er der eigentliche Adressat der *Aufzeichnungen*. – Sieh, was durch dich aus mir geworden ist!

Auch das steht in diesem Buch.

Der begriffliche Charakter meiner Rezension sollte nicht den Anschein erwecken, Belyjs Buch läse sich ähnlich. Es ist weder chronologisch noch analytisch noch begrifflich noch verständlich. Seine Lektüre ist anstrengend, ermüdend und ärgerlich, gerade deshalb, weil die poetische Gestalt die Lektüre nicht im traditionellen Sinne trägt. Sie muss im Lesen fortwährend transzendiert werden. Der wie die Splitter einer Bombe zerfetzte und zeretzende Charakter des Buches ist zwar einerseits ästhetisches Kalkül. Da sich Belyj diesem Charakter allerdings gänzlich offen und kindlich aussetzt, gibt er die ästhetische Kontrolle aus der Hand. Dadurch wird sein Buch menschlich berührend. Erlebbar als die Ohnmacht des Ich im Zustand ausstehender Gnade.

Schriebe man die *Aufzeichnungen* heute, so wären sie nüchterner Bericht. Belyjs noch als verzweifelter Seelendrama instrumentierter Text klänge heute alltäglich. Das bestätigt allerdings nur die Modernität Belyjs – sofern man ihm im Zuge eigener Lektüre die Fluchtpunkte individueller geisteswissenschaftlicher Begriffe verschafft.

Stefan Weishaupt

Ein Vorabdruck der beiden Kapitel »Auf dem Hügel« und »Liam« findet sich in DIE DREI 11/2004.

## Die Subjektivität ist die Wahrheit

JOHANNES HOHLENBERG: **Søren Kierkegaard**, Schwabe Verlag, Basel 2011, 465 Seiten, 19,90 EUR.

Als im Jahre 2004 Joakim Garffs Kierkegaard-Buch erschien (besprochen in DIE DREI 1/2005), meinte mancher Rezensent, das Buch sei die erste Biografie des großen Dänen in deutscher Sprache. Tatsächlich lag bereits seit dem Jahre 1949 die deutsche Übersetzung der Kierkegaardbiografie von Johannes Hohlenberg vor (Benno Schwabe-Verlag Basel). Hohlenberg war bis 1931 Vorsitzender der Anthroposophischen Gesellschaft in Dänemark gewesen und hatte an der Gründungstagung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft 1923

in Dornach (Schweiz) teilgenommen. Jetzt hat der Schwabe-Verlag das längst vergriffene Buch in preiswerter Ausstattung neu aufgelegt in seiner Reihe »Schwabe reflexe«.

Søren Aabye Kierkegaard (1813-1855) hat in der europäischen Geistesgeschichte eine bedeutende geistige Spur hinterlassen und nicht nur dieses: Er ist nicht nur historisch geworden, sondern auch aktuell geblieben und wird es auch weiterhin bleiben. Kierkegaard ist der große Systemkritiker, der Erfinder der Kategorie des »Einzelnen«. Nicht als Angehöriger eines

die Drei | 2013

Volkes, einer Kirche oder der Menschheit überhaupt steht der Mensch zum Christentum des Neuen Testaments, sondern als Einzelner. Mittelpunkt von Kierkegaards kurzem Leben war seine Geburtsstadt, das Kopenhagen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nur selten verließ er die Stadt auf wenigen Reisen. Die städtische Umgebung, die vielen Spaziergänge, die Gespräche mit den Menschen, die ihm begegneten und eine tragische Liebesgeschichte lieferten ihm den Stoff für die Reflexionen seiner gewaltigen Denkkraft. Natürlich war ihm die philosophische und theologische Literatur seiner Zeit geläufig; Schelling hatte er bei einer kurzen Berlinreise noch gehört, ohne dass ihn dieser für die idealistische Philosophie hätte gewinnen können. Kierkegaard strebte nach dem ethischen Ideal eines christförmigen Menschseins. Dieses Ideal lag bereits seinem ersten, sprichwörtlich gewordenen Buch *Entweder-Oder* von 1843 zugrunde. In den folgenden zwölf Jahren schuf Kierkegaard ein umfangreiches schriftliches Werk, dessen Kosten er im Selbstverlag aus eigenen Mitteln bestritt. 1855, als er aus Konsequenz seiner Auffassung vom Christentum in eine erbitterte Auseinandersetzung mit der dänischen protestantischen Staatskirche geriet, hatte er die ihm vom Schicksal übertragene Aufgabe bereits erfüllt; sein letztes wichtiges Werk *Einübung im Christentum* war bereits 1850 erschienen. Von Mai bis September 1855 brachte er die religions- und kirchenkritische Zeitschrift *Der Augenblick* in neun Nummern heraus (Nr. 10 posthum). Zu diesem Zeitpunkt war sein väterliches Erbe aufgebraucht. Im Oktober 1855 wurde er krank und starb im November, ohne eine diagnostizierbare Krankheit gehabt zu haben. Johannes Hohlenberg, in souveräner Kenntnis aller Schriften Kierkegaards und seiner Tagebücher, gelingt es, die innere Schlüssigkeit von Werksentwicklung und Lebenslauf in beeindruckender Art zu vermitteln. In einer nirgends aufdringlichen Art zeigt er die gegen die ererbte Schwermut sich durchringende Schicksalsführung, derer sich Kierkegaard wohl bewusst war und die uns auch heute, nach mehr als 150 Jahren, unverkennbar zu sein scheint. Hohlen-

berg spricht von »versiegelter Ordre«: Das weisheitlich bis ideologisch geprägte Geistesleben Europas bedurfte eines Korrektivs durch einen dazu bereiten, überragenden Denker, der nicht nur theoretisch, sondern auch biografisch den Satz »Die Subjektivität ist die Wahrheit« vertreten konnte.

Es dauerte über 50 Jahre, bis Kierkegaards Werk in Mitteleuropa langsam heimisch wurde und seine Wirkung entfalten konnte. Zeitkritisch hat Kierkegaard 100 Jahre vorausgesehen bis in die Zeit der großen Kollektivismen und des Niederganges des institutionalisierten Christentums. Es entbehrt nicht der Tragik, dass Rudolf Steiner mangels einer geeigneten deutschen Übersetzung die Werke Kierkegaards nicht mehr angemessen rezipieren konnte. Der Anthroposoph Hohlenberg aber schaffte es, in einer völlig undogmatischen Art und ohne einen einzigen »anthroposophischen« Begriff ein dramatisches, zu Herzen gehendes Bild dieses einzigartigen Lebenslaufes zustandezubringen. In dieser Art ist seine Arbeit einzig und übertragt beträchtlich Garffs 1000-Seiten-Buch; nur die Studie von Walter Nigg in dessen Buch *Prophetische Denker* von 1957 ist Hohlenbergs Buch von ferne vergleichbar.

In der vorletzten Nummer des *Augenblick* (wieder abgedruckt Nördlinger 1988) hat der dem Tode nahe Kierkegaard in kurzen Sätzen davon geschrieben, dass »Gleichzeitigkeit« der Gedanke seines Lebens sei. Er meinte damit, dass der Einzelne als Christ in seinem Denken und in seinen Taten den Abgrund der Zeit zu Nichts werden lassen könne bis zu der Erscheinung Christi im Leibe und bis zu Tod und Auferstehung des Heilands. Dies wird jeder zu bedenken haben, der einen Eindruck von der Bedeutung des großen Dänen gewinnen möchte.

Der Verlag Schwabe in Basel, dem sehr zu danken ist, hat der Neuauflage ein Nachwort der geschätzten, inzwischen emeritierten Philosophie-Professorin Annemarie Pieper angefügt. Frau Pieper bestätigt den Rang von Hohlenbergs Arbeit. Sie schreibt u.a.:

»Hohlenberg nimmt ... die Kategorie des Einzelnen, die für Kierkegaard von zentraler Bedeutung war, ernst in der Anwendung auf die



sen selbst ... Wie sich ein Einzelner gegen die Verführungen des Systemdenkens wirkungsvoll zur Wehr setzen kann, hat Hohlenberg am Bei-

spiel der Lebensgeschichte Kierkegaards vorzüglich dargestellt.«  
*Günter Röschert*

## Prophet der Schönheit und des Okkulten

ERNST VON WALDENFELS: **Nikolai Roerich. Kunst, Macht und Okkultismus**, Osburg Verlag, Berlin 2011, 560 Seiten, 26,90 EUR.

Indem sich Ende dieses Jahres ein weiteres Datum zum 100. Mal jährt – die Gründung der Anthroposophischen Gesellschaft am 29. Dezember 1912 in Köln –, wird verschiedentlich auch des theosophischen Umfeldes gedacht, aus dem heraus Rudolf Steiner die Anthroposophie in die Welt stellte. Dies wiederum kann Anlass geben, einmal mehr auch über jene Inspiratoren nachzudenken, die hinter H. P. Blavatsky und der Theosophischen Gesellschaft standen, begründet 1875 in New York: die Mahatmas Kuthumi und Morya, von denen letzterer um 1850 erstmals eine Verbindung zu Madame Blavatsky hergestellt hatte. Damit berührt man aber ein Feld, auf dem die Wahrheit und deren vielgesichtige Verstellungen und Verfälschungen in eine Auseinandersetzung getreten sind, die seit mehr als einem Jahrhundert nicht zur Ruhe gekommen ist. So sind mittlerweile die Namen jener östlichen Meister durch unzählige Veröffentlichungen auch zweifelhafter Art so schwer belastet, dass seriösere Arbeiten sie heute weitgehend unberücksichtigt lassen. Dieses Feld – durchfurcht von den Spuren einer ganzen Reihe von zum Teil selbsternannten Kündern der Weisheit dieser Meister, meist mediumistisch oder gechannelt mitgeteilt – betreten vor ungefähr 100 Jahren auch der russische Maler Nikolai Roerich und seine Frau Helena. Das vorliegende Buch bietet nebst der Biografie des Künstlers über weite Strecken auch diejenige Helena Roerichs sowie die Geschichte ihrer Verbindung mit einem solchen Meister Morya. Es ist im deutschen Sprachraum wohl die erste Biografie Roerichs (1874-1947) aus einiger kritischer Distanz.

Roerich wird im Sankt Petersburg des Silbernen Zeitalters als eher konservativer Künstler früh

bekannt, mit Anfang 30 leitet er die kaiserliche Kunsthochschule, zu dieser Zeit bereits mit Helena Iwanowna verheiratet. Sein malerisches Werk ist überaus umfangreich, es ist von über 7000 Gemälden die Rede. In Sankt Petersburg bestehen vielfältige opportune Verbindungen zum Zarenhof. Roerich lässt in seinen frühen Werken das »alte Russland« aufleben und stilisiert dies zu seiner Mission, zumal er den legendären Rurik als seinen Vorfahren ausgibt, den Waräger-Fürsten, der im 9. Jahrhundert den russischen Staat begründete (Rurik-Roerich). Durch Helena werden seine Interessen jedoch zunehmend auch auf die östliche Spiritualität und die Theosophie Madame Blavatskys gelenkt. Roerichs entkommen – mit den beiden Söhnen Juri und Swjatoslaw – der Oktoberrevolution und ziehen über Paris und London nach New York, wo sie sich 1921 niederlassen.

Schon seit 1920 kommt es zu einem andauernden Kontakt zu Morya, Helena dient als das Medium und sie beansprucht auch die nicht zu hinterfragende Deutungshoheit über dessen Mitteilungen. Nikolai malt nun vermehrt die Sujets, die Morya bzw. Helena ihm vorgeben. Und er ist als derjenige ausersehen, der nach außen, in der Welt, wirksam sein soll. In kleinstem Kreis entsteht um die Roerichs – auch die Söhne sowie erste vertraute Schülerinnen sind involviert – eine spirituelle Schule, die den »Agni Yoga« oder die »Lebendige Ethik« vertritt. Wirtschaftlich bedrängt, betreibt Roerich die Gründung einer Kunstschule und einer Künstlervereinigung, das Master Institute of United Arts und die Gruppe The Flaming Heart. Diese Gründungen erfahren aber erst dann nachhaltigen Auftrieb, als man Louis Horch für den »Agni Yoga« gewinnen kann, einen erfolgreichen De-

visenmakler an der Wall Street. Dessen Gelder sollen den Roerichs in den folgenden 15 Jahren ein Roerich-Museum in New York bescheren und ausgiebige Expeditionen in Asien ermöglichen. Horch wird sich für sie in diesen andert-halb Jahrzehnten finanziell bis an den Rand verausgaben. Die bedeutendste der genannten Expeditionen führt 1925-1928 von Sikkim, Kaschmir und Ladakh über China (Xinjiang), Russland (mit einem Zwischenaufenthalt in Moskau), Sibirien, den Altai und die Mongolei nach Tibet und schließlich zurück nach Indien. Es geht Roerichs um die Suche nach dem verborgenen Land der Mahatmas, Shambhala, von wo aus das »neue Russland« erstehen soll – im Sinne einer russisch-panmongolischen Vision, abgewandelt nach Wladimir Solowjew. Wie später einige Vertreter des höchsten politischen Establishments der USA, so sind es vorerst, im sowjetischen Moskau, führende Geheimdienstler, die Roerich für sich einzunehmen versteht, um das Unmögliche wahr zu machen: den Weg ins damals streng verschlossene Tibet.

Folgt man der Darstellung von Waldenfels', so geraten jene bis aufs Äußerste anstrengenden drei Jahre schließlich zu einer einzigen Enttäuschung, da Shambhala nicht gefunden wird und die Mahatmas sich wie zuvor lediglich in Moryas Durchgaben an Helena hervortun. Mit Hilfe Horchs, des New Yorker Finanziers, erwirbt man nun im Kullutal im West-Himalaya ein stattliches Anwesen, das den Roerichs erlaubt, entgegen den britischen Intentionen dauerhaft in Indien leben zu können, was zunächst jedoch nur Helena in Anspruch nimmt.

Nikolai unternimmt in den 1930er Jahren von den USA aus weitere Versuche, den Willen der Mahatmas durch Expeditionen in die Innere Mongolei und in die Mandschurei zu verwirklichen. Als Geldgeber fungiert weiterhin Louis Horch, politisch wird Roerich jetzt aber unterstützt zunächst durch den Landwirtschaftsminister der USA, Henry A. Wallace, und später auch durch den US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Dieser beruft 1935 sogar eine Versammlung von 21 Staaten ein, die den sogenannten Roerich-Pakt unterzeichnen, eine Erklärung zum Schutz von Kulturgütern insbe-

sondere in Kriegs- und Krisenzeiten. Stets hat Roerich sich u.a. als »Propheten des Schönen und der Kultur« feiern lassen. Das Jahr 1937 jedoch bringt ein großes Gebäude aus wirklichkeitsfremden Visionen, raffinierten Einflussnahmen und unerfüllten Hoffnungen, kaum sind sie durchschaut, zum Einsturz. Die politische Prominenz wie auch der Finanzier ziehen sich zurück, bislang treu ergebene Schüler sagen sich von Roerich los und er selbst zieht nach Indien ins Kullutal, zu seiner Frau Helena, die von hier aus alles wachsam verfolgt und in einer wahren Flut von Briefen – nach der Diktion Moryas – kommentiert hat. Vergebens – sie und der Meister können in Amerika nichts mehr retten. Nikolai Roerichs letztes Lebensjahrzehnt ist gekennzeichnet durch unablässige, doch wiederum vergebliche Versuche, mit der Familie nach Russland – in die Sowjetunion Stalins, dessen Rote Armee er verherrlicht – zurückkehren zu dürfen. In Indien soll er immerhin, aufgrund freundschaftlicher Verbindungen zur Familie Rabindranath Tagores sowie zu Jawaharlal Nehru und dessen Tochter Indira Gandhi nochmals späte Bekanntheit erlangen. Roerich, seine Frau und ihr Morya erscheinen charakterlich zwielichtig. Nur drei Beispiele von zahlreichen möglichen: Die eigene Herkunft auf den Fürsten Rurik zurückzuführen, beruht auf einer angestrengten Konstruktion, der jede Grundlage fehlte, die in der Sankt Petersburger Gesellschaft aber umso energischer propagiert wird. – Und: Erstmals nach der Revolution, durch Louis Horch zu Geld gekommen, soll es 1923 über Paris nach Indien gehen. Da warnt Morya davor, die russischen Emigranten in der französischen Hauptstadt den relativen Wohlstand bemerken zu lassen, um keinen Neid zu erwecken. Und würden sie gefragt, wie sie sich eine Indienreise leisten könnten, so sollten sie – gänzlich aus der Luft gegriffen – antworten, »Tagore habe sie eingeladen«. (S. 163) – Schließlich ein Beispiel, das das Wirken Rudolf Steiners betrifft: Nach Problemen mit dem jüngeren Sohn Swjatoslaw, der sich dem »Agni Yoga« gegenüber bisweilen distanziert zeigt, scheint sich die familiäre Stimmung um den Jahreswechsel 1922/23 zu

bessern. Angeregt durch eine gemeinsame Séance zeichnet Swjatoslaw in der Silvesternacht – »automatisch« – einen brennenden Tempel. Und als man dann am 2. Januar in der *New York Times* liest, dass in Dornach das Goetheanum Rudolf Steiners abgebrannt ist, sind alle in der Runde »auf das Höchste entzückt« – ob des zutreffenden Hellsehens Swjatoslows, aber um den »Tempel« Steiners »war es in den Augen des Kreises auch nicht schade« (S. 146).

Menschen werden manipuliert und gegeneinander ausgespielt; aus Berechnung lobhudelnd werden einflussreiche Persönlichkeiten vor den Karren eigener Interessen gespannt; und die Lieblosigkeit macht auch vor den eigenen Familienmitgliedern nicht halt, etwa als der ältere Sohn Juri seine große Liebe – Mara Manziarli – der »heiligen Sache« opfern muss und tatsächlich schließlich opfert: all dies auf Weisung Moryas – so das bedrückende Bild, das von Waldenfels zeichnet. Dabei erscheint Nikolai letztlich als ein trauriges Opfer des nicht gesunden Systems Helena–Morya. Denn mögen ihm schließlich auch Zweifel gekommen sein, er hat sie sein Lebtag lang aufrichtig geliebt. Als ein befreundeter Arzt bei ihr eine »epileptische Aura« diagnostiziert, bittet Nikolai diesen inständig, seiner Frau gegenüber nichts davon anzudeuten.

Der Leser bleibt einigermaßen im Dunkeln, was die Identität Moryas angeht. Der Autor erwähnt zwar vergleichend diejenigen Mahatmas, die das Schicksal der frühen Theosophischen Gesellschaft bestimmten, er unternimmt jedoch keinen tiefer dringenden Versuch zu klären, welcher physischen, energetischen, psychischen oder spirituellen Natur die Quelle all jener Eingebungen ist, die von der Hand Helena Roerichs zu der Lehre des »Agni Yoga« gerinnen – von ihr vorgelegt in 14 Bänden zur »Lebendigen Ethik«. Auch wird kein Überblick über das Weltbild der Roerichschen Lehre geboten; einzig die – gleichwohl zentralen – Aspekte des geheimnisvollen Shambhala und der Gruppe der Mahatmas wie auch deren auf die weltliche Vorherrschaft in Eurasien zielenden Pläne werden immer wieder fokussiert. Westliche Spiritualität und Esoterik scheinen dem

Autor gleichfalls fremd zu sein. So begegnet man dem Grafen von Saint Germain als »einem der wenigen Hochstapler, die nie entlarvt wurden« (S. 316). – Das nur geringe Interesse von Waldenfels' an den spirituellen Inhalten der »Lebendigen Ethik« scheint sich in der Art widerzuspiegeln, hinsichtlich östlicher Termini, die in der Darstellung einen bedeutenden Platz einnehmen, eher oberflächlich recherchiert zu haben. Die Schreibung »Schambala« oder der Ausdruck »Yoga« als feminines Nomen (»die Agni Yoga«) stoßen auf. Ein anderes Detail, das ratlos macht, liegt vor in der unerklärlichen Identifikation des nordindischen Darjeeling mit dem heutigen Sitz des Dalai Lama XIV., Dharamsala (»Dharamsallah« sic! – S. 359). Bei der Komplexität und teilweisen Nebelgräue und Verworrenheit des erzählten Geschehens hätte der Leser überdies – neben dem hilfreichen Personenverzeichnis – eine Zeittafel sehr begrüßt, zumal die Zeitangaben im laufenden Text sparsam gestreut sind. – Andererseits ist die Fülle des zusammengetragenen Materials tatsächlich beachtlich. Ernst von Waldenfels bemüht neben den veröffentlichten Quellen auch die Tagebücher Helena Roerichs, die sich in der Roerich Collection im Amherst College befinden, sowie die unveröffentlichten Tagebücher des mehrfach erwähnten Finanziers Louis Horch und diejenigen Esther Lichtmanns, einer ehemaligen, sehr vertrauten Schülerin Helenas. Die Verwendung dieser zuletzt genannten Hinterlassenschaften wird Ernst von Waldenfels heute seitens verschiedener Roerich-Gesellschaften als unzulässig angelastet, in deren Verlautbarungen dem Buch der Rang einer Biografie strikt abgesprochen wird. Dem kann sich der Schreiber dieser Zeilen keineswegs anschließen. Ernst von Waldenfels hat vielmehr eine im Ganzen erstaunliche Biografie vorgelegt, die insbesondere für Kenner der Geschichte der spirituellen Bewegungen der letzten 100 bis 150 Jahre von Interesse sein dürfte. Bewegungen, die am linken oder rechten Ufer ihres Strombetts auch das Werden der Anthroposophie begleiteten.

*Klaus J. Bracker*